

### Copyright

Alle in www.springwords.com veröffentlichten Texte und Fotos sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen nicht ohne Erlaubnis von springwords ventures, des Autoren und der Fotografen weiterverwertet oder weiterveröffentlicht werden. Zuwiderhandlungen werden nach nationalem und internationalem Urheberrecht verfolgt.

---

## Chancen für den Underdog

### Der Kampf um die Präsidentschaftswahlen 2004 hat begonnen

Eine Reportage von Bernd Hendricks

Ist das eine Sinnestäuschung im Bryant Park? Etwa zehntausend Leute sehen an einem diesigen Dienstagabend einen Mann, den sie für den nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten halten. Ihre Sinne sind gesund. Der Mann ist Arzt.

Er heißt Howard Dean. Er war mal Gouverneur von Vermont, einem kleinen Bundesstaat mit runden Wanderbergen und fetten Wiesen und Amerikas populärster Speiseeisfabrik.

Wie alle künftigen Präsidenten krepelt der Doktor die Hemdsärmel auf und zeigt mit dem Zeigefinger in die Menge, als anerkenne er das Individuum. Er marschiert kraftvoll 54jährig auf die Bühne. Dean ist nicht groß, ein bisschen rundlich, hat einen kurzen Hals und grauweiße Haare, ein angespanntes Gesicht, das nur falsch lächeln kann, wenn es lächelt und lieber zuschnappen mag wie ein Bullterrier. Er gilt als Underdog unter den acht Anwärtern der Demokratischen Partei, die als Präsidentschaftskandidat im November 2004 gegen George W. Bush antreten wollen. Einen von ihnen werden registrierte Demokraten bei den Vorwahlen in fünf Monaten auswählen. Howard Dean scheint die besten Chancen zu haben. Er ist keck und frech. Er traut sich, was viele Oppositionspolitiker noch vor ein paar Monaten für einen eklatanten Fehler hielten: Er kritisiert die Regierung. Schlimmer noch: er fordert ihre Ablösung. Am schlimmsten: er ist gegen den Krieg.

Im amerikanischen Wahlkampf gibt es keine Rednerpulte. Der Redner geht stattdessen über die Bühne und macht sich so seine Gedanken.

Dean gestikuliert nicht. Er ist kein brillianter Redner, er schnörkelt nicht und macht auch keine Kunstpausen, denn seine Ideen fordern unmittelbaren Vollzug: Als Präsident würde er sofort ein staatliches Gesundheitssystem aufbauen. Rund 48 Millionen Amerikaner sind hilflos Krankheiten ausgeliefert, weil sie keiner Versicherung angehören. Ärzte können sie sich nicht leisten, nur einen, glaubt die Menge auf dem Platz, nämlich Howard Dean. Es sei Zeit, sagt Dean, dass Amerika dem Beispiel moderner Länder mit staats geregelter Krankenversicherung folge, nämlich Kanada, Deutschland, Japan, Dänemark ... und so weiter – die Liste ist für die Leute nicht wegen der Namen interessant, sondern wegen ihrer Länge. Dean braucht zwanzig, dreißig Sekunden, um alle Staaten aufzuzählen, die der USA voraus sind.

Dean sagt, als Präsident würde er Elektrizität aus erneuerbaren Energiequellen wie Wind, Sonne und Wasserkraft den Vorzug geben und Geld in das veraltete Stromtransportsystem investieren, das kürzlich so kläglich versagte. Als Präsident werde er den Zustand der Schulen Amerikas nicht ertragen können, sagt Dean. Er würde deshalb Geld ins Bildungssystem lenken, das sonst in die Kriegsmaschine fließe. Eine Milliarde Dollar, erinnert er seine Landsleute, gibt Amerika jede Woche für das Schießen und Sterben der Truppen im Irak aus.

Dean verspricht mehr Arbeitsplätze und wird dann dunstig: Neue kleine Unternehmen müssten gegründet werden. "Die zahlen zwar weniger, verlagern aber nicht wie die Großen ihre Arbeitsplätze ins Ausland," sagt Dean.

Niemand bemerkt Schwächen in den starken Worten. Alle fühlen an diesem Spätsommerabend den Frühling, den Aufbruch nach fast drei Jahren Bush-Regierung, dieser monolithischen Mauer in Washington,

an der bislang jede Protestwelle abgeprallt war, sogar der größte Antikriegsprotest in der Geschichte der Menschheit.

Wäre nicht Dean, wäre im Bryant Park alles bereit für ein Rockkonzert. Eine Reggaeband aus dem East Village hatte vorgespielt und der Bühnenhintergrund wurde gerade von Grafitikünstlern mit grünen, roten, gelben Wolken bemalt. “Take back America” – “Holt Euch Amerika zurück” – hatte jemand aufgesprüht. Die Abwesenheit amerikanischer Flaggen ist frappierend. Dean serviert keinen trommelrührseligen patriotischen Eierlauf, sondern Naturheilmittel für Amerika:

“Unter meiner Präsidentschaft wird die Aussenpolitik wieder auf Kooperation basieren,” sagt Dean. “Ich werde das Vertrauen und das Ansehen zurückgewinnen, das Amerika unter der Bush-Administration verloren hat.” Dean hatte die Militäraktionen in Afghanistan begrüßt, weil die USA sich gegen die Terroristen verteidigen müsste, doch den Krieg im Irak hatte er von Anfang an abgelehnt. Er gehörte zu der klitzekleinen Minderheit in der Politikerschicht, die dem Präsidenten keinen Glauben schenkte.

“Präsident Bush begründete den Krieg mit der Behauptung, Irak unterstütze die Terroristen. Er sagte die Unwahrheit ...”

“... Lügen!” ruft die Menge.

“Er sagte, Irak bereite den Bau einer Atombombe vor. Deswegen müssten unsere Truppen angreifen. Er sagte die Unwahrheit ...”

“... Lügen!” ruft die Menge.

“Bush behauptete, wir müssten unsere Söhne und Töchter in den Krieg schicken, weil Irak uns bald mit chemischen und biologischen Massenvernichtungswaffen angreifen könnte. Er sagte die Unwahrheit...”

“... Lügen, Lügen!”

“Niemand werde ich unsere Söhne und Töchter zum Sterben in fremde Länder schicken, ohne ehrlich zu sein.”

Das ist die Rhetorik eines sensiblen Mannes, der spürt, wie sich die Stimmung im Volke allmählich ändert. Die Angst, der Nährstoff, mit dem die Bush-Regierung bislang ihre Kriegsprojekte großgezogen hat, versiegt so langsam und an ihrer Stelle tritt eine Mischung aus Gleichgültigkeit, Verblüffung und steigende Wut.

Dean ist ein Phänomen. Vor einigen Wochen hatte ihn niemand gekannt. Die meisten Medien setzten auf Joe Lieberman, dem Kandidaten für die Vizepräsidentschaft vom Jahre 2.000, oder auf John Kerry, einem Senator aus Massachusetts. Jetzt warnen führende Gremien der Demokratischen Partei bereits vor einer “Radikalisierung” der Partei. Während Lieberman, Kerry und die anderen für die TV-Bildschirme Bürgerhände schütteln, ruft Dean seine Anhänger an die Laptopmonitore, verbreitet in seiner Webseite die Daten seiner Auftritte, eröffnet Diskussionsforen, verschickt elektronische Infobriefe, bittet um Online-Spenden. Dean zieht die entschlossensten Bush-Gegner an, junge Leute, die im Februar und in März in den Straßen waren, die gewohnt sind, als “Verräter” angebrüllt zu werden und sich nicht einschüchtern lassen, die ihre Wahlbotschaft nicht mehr auf engbedruckten Flugblättern verteilen, sondern via E-Mail. Ein Tipp mit der Fingerspitze auf dem Display ihres Palm-Piloten erreicht in einer Sekunde tausende Wähler.

Tausende stellen sich im Bryant Park hinter langen Tischen auf, an denen Helfer Deans E-Mail-Adressen und Wahlkampfspendenschecks annehmen. An diesem Abend kassiert Dean über eine Million Dollar, soviel wie George W. Bush vor einigen Wochen auf einem Galadinner in Manhattan. Ein paar hundert reiche Freunde hatten dem Präsidenten 2.000-Dollar-Schecks über die goldgeränderten Teller gereicht. Für Dean können die Spender nur durchschnittlich 51 Dollar erübrigen. Nie

zuvor hat ein Kandidat im amerikanischen Wahlkampf große Menschenmassen um kleine Spenden gebeten, nie zuvor brachte ein Kandidat in einer solch' frühen Phase so viele Menschen auf die Beine. Dean jagt mit einer klapprigen Chartermaschine zu einer Zehn-Städte-Tour durch die Vereinigten Staaten. In Seattle stieß er auf 15.000 Anhänger, in Chicago auf sechstausend, seine Wahlkampfkasse ist mittlerweile auf zehn Millionen Dollar angefüllt. "Wir sind die große Basisbewegung der modernen Zeit," sagt Dean. "Wir gründen uns auf Mouse-Pads, Schuhsohlen und Hoffnung."

Wie das unabhängige Wahlforschungsinstitut Zogby International letzten Mittwoch mitteilte, führt Howard Dean in Wählerumfragen in den wichtigsten Vorwahlgebieten mit 38 Prozent, ein Zuwachs von 16 Prozent seit Anfang Juli. Danach folgt abgeschlagen sein Rivale John Kerry mit 17 Prozent. ||